



Wo sich Spinner und Weber treffen: Die Webmaschinensammlung im Neuthal

«An den Fronto bei der Latrine»: Neues aus der Kanalisation in Oberwinterthur

«Ein clösterlin in einem walde bi Winterthur, heisset der Berenberg»

Weitblick in die Kulturlandschaft

Trouvaille | Glossar | Tournee | Standpunkt | Lokaltermin | Lesestoff



Liebe Leserinnen und Leser

Dass nicht nur der Name seines verschwenderischen Vorgängers Nero, sondern auch sein eigener der Nachwelt bekannt blieb, verdankt der Haushälterische römische Kaiser Vespasian weniger seiner Finanzpolitik als zwei Worten. «Non olet», sie stinkt nicht, soll er auf Vorbehalte geantwortet haben, eine Steuer auf die Benützung der Bedürfnisanstalten zu erheben.

«Non olet» gilt auch für die Archäologie. Kloaken, Latrinen und Kanalisationen geben besonders wertvolle Hinweise auf die sozialen und materiellen Lebensbedingungen einer Zeit. Der archäologische Hauptartikel dieser Ausgabe gibt dafür einen Beleg.

Der Artikel steht aber auch für die Breite und Mannigfaltigkeit der archäologischen Methoden. Und damit stellvertretend für das Ziel dieses Jahrheftes: diese Vielfalt möglichst in ihrer ganzen Breite zu kommunizieren. Vielen Dank den Autorinnen und Autoren sowie den Redaktoren der Publikation.

STARARCH Stiftung für Archäologie
im Kanton Zürich

Dr. Oscar Fritschi
Präsident des Stiftungsrats



Liebe Leserin, lieber Leser

Von der ersten vagen Idee bis hin zur Herausgabe der ersten Nummer von «einst und jetzt» war es für die Initianten und Herausgeberinnen, die Redaktion, die AutorInnen und den Gestalter ein lehrreicher und gewinnbringender Prozess. Es blieb aber verständlicherweise eine gewisse Restunsicherheit, wie denn das neue Heft in der Öffentlichkeit aufgenommen würde.

Ziemlich genau ein Jahr ist nun seit der Erstausgabe vergangen. Die vielen positiven und konstruktiv-kritischen Rückmeldungen haben uns sehr gefreut, entsprechend engagiert sind wir in die Realisierung der Folge Nummer eingestiegen.

Der Faden ist also wieder aufgenommen worden – nicht nur in der Titelgeschichte dieser Ausgabe – und mit der zweiten Nummer von «einst und jetzt» haben wir den grossen Schritt von einer Idee hin zum Periodikum, einem hoffentlich noch lange regelmässig erscheinenden Druckwerk, vollzogen.

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich

Dr. Beat Eberschweiler
Abteilungsleiter



Wo sich Spinner und Weber treffen: Die Webmaschinen-sammlung im Neuthal



«An den Fronto bei der Latrine»: Neues aus der Kanalisation in Oberwinterthur

	«Ein clösterlin in einem walde bi Winterthur, heisset der Berenberg»	14
--	---	-----------

TROUVAILLE	Eine römische Schneckenpfanne aus Dietikon	18
------------	---	-----------

GLOSSAR	Guberstein, Reversibilität	19
---------	-----------------------------------	-----------

TOURNEE	Ein «Einkaufsnetz» aus der Pfahlbauzeit? Funktion und Ästhetik in der Gebäudetechnik	19
---------	---	-----------

	Weitblick in die Kulturlandschaft	30
--	--	-----------

STANDPUNKT	Skulpturen, Zeitzeugen und weltweit einzigartige Sammlerstücke	34
------------	---	-----------

LOKALTERMIN	Drechslerei Kleintal Kryptoportikus Buchs	35
-------------	--	-----------

LESESTOFF	Was unsere Bibliothekarinnen empfehlen	35
-----------	---	-----------



Wo sich Spinner und Weber treffen: Die Webmaschinensammlung im Neuthal

Ein Stück Zürcher Oberländer Industriegeschichte erhält endlich eine neue Heimat: Im Industrieensemble Neuthal bei Bäretswil kann man sich neuerdings nicht nur lebhaft vorstellen, wie früher Garn gesponnen, sondern auch, wie damals Stoffe gewoben wurden. Die weltweit grösste Webmaschinensammlung der ehemaligen Maschinenfabrik Rüti ist ins Neuthal umgezogen und wertet das Industrieensemble zum historischen Textilzentrum und Kulturerbe mit internationaler Ausstrahlung auf.

Stanz- und Kopiermaschine für Lochkarten-Papier, ein Exponat aus dem Jahr 1943. Gelochte Kartonstreifen steuerten die Fachbildung von Webstühlen, damit Muster gewoben werden konnten. Dieses mechanische Speichersystem bot noch vor der Computerspeicherung die Möglichkeit, codierte Daten schnell zu vervielfältigen.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

tiz. Adolf Guyer-Zeller (1839–1899) wäre beunruhigt: Seine Fabrik im Neuthal am Wissenbach zwischen Bauma und Bäretswil schlummert in einer für einen Industriebetrieb unangenehm romantischen Stille. Der ohrenbetäubende Maschinenlärm, der von Spinn- und Webmaschinen ausging und dem umtriebigen Unternehmer und Eisenbahnkönig zu Wohlstand und Ansehen verhalf, ist seit der endgültigen Schliessung 1965 verhallt. Aber nicht vollständig: Die kommerzielle Textilproduktion hat zwar ausgedient, doch zu musealen Zwecken schlagen, rattern und surren historische Textilmaschinen immer häufiger und immer lauter.

Neuerdings ergänzt die weltweit einzigartige Webmaschinensammlung der ehemaligen Maschinenfabrik Rüti die Museumsspinnerei, die in den historischen Fabriksälen vom «Verein zur Erhaltung alter Handwerks- und Industrieanlagen im Zürcher Oberland» VEHI betrieben wird. Das historische Fabrikensemble im Neuthal präsentiert nun der Öffentlichkeit den Herstellungsprozess vom Garn bis zum fertigen Tuch – eine europaweit einmalige Möglichkeit, die industrielle Textilproduktion sinnlich zu erfahren.



Der Umzug von rund 70 Maschinen, 140 Maschinenteilen und Hilfsapparaturen, Bibliothek und Archiv sowie von fotografischen und filmischen Dokumenten der ehemaligen Maschinenfabrik Rüti ging im Frühling 2010 ohne Schwierigkeiten über die Bühne. Der Standort der bis zu fünf Tonnen schweren Maschinen musste natürlich schon vorgängig definiert sein. (Foto: Martin Bachmann A+D)

Umzug der Webmaschinensammlung

Webmaschine an Webmaschine, die älteste von 1860, die neuste, noch im jugendlichen Alter, aus dem Jahr 2002, stehen nun in Reih und Glied und machen den industriellen Fortschritt offensichtlich, der einst den Namen «Rüti» in die Welt hinausgetragen hat.

Dem Umzug vom Industriegelände in der Joweid neben dem Bahnhof Rüti in die historische Fabrik im Neuthal ging ein Besitzerwechsel voraus. Die Sulzer Immobilien AG, verantwortlich für die Entwicklung des Industrieareals auf der Joweid, überliess die dort stationierte Sammlung dem Kanton Zürich, weil ihr die rund 70 Webmaschinen mit einem Gesamtgewicht von weit über 100 Tonnen buchstäblich zur Last gefallen waren.

Und die weltweit wohl grösste Sammlung ihrer Art umfasst weit mehr als nur Maschinen: Neben einigen hölzernen Handwebstühlen und kleineren Maschinenbestandteilen gehört ein

reicher Fundus an schriftlichen und fotografischen Unterlagen im Archiv und in der technischen Bibliothek dazu. Die umfangreichen Papier- und Bilddokumente sind ein integraler Bestandteil der Sammlung. Sie dienen der Arbeitsgruppe rund um die Sammlung für den Betrieb und Unterhalt der Maschinen und sind zugleich eine reichhaltige Quelle zur Geschichte des Unternehmens und zur Entwicklung der Webtechnik.

Der Kanton Zürich als neuer Eigentümer fand für die Sammlung im Neuthal eine Heimat. Der sogenannte «Batteuranbau» aus dem Jahr 1881, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits als Weberei genutzt wurde, musste dafür statisch verstärkt werden. Ebenso werden Luftfeuchtigkeit und Temperatur im Websaal neuerdings geregelt, da rund ein Drittel der Maschinen während der öffentlichen Führungen in Betrieb genommen wird und das Weben vorzugsweise in einem feuchten Milieu stattfinden muss.

Entwicklung des Textilmaschinenbaus

Keine zweite Sammlung auf der Welt zeigt die Entwicklung der industriellen Webmaschinen in einer derart geschlossenen Abfolge. Die ältesten Exponate aus der ersten Mechanisierungsphase stehen im Zusammenhang mit bahnbrechenden Entwicklungen und dem konstruktiven Genius des Industriepioniers Caspar Honegger (1804–1883), der 1842 seinen Oberschlag-Webstuhl zur Serienreife brachte. «Rüti 1a», der älteste Webstuhl in der Sammlung, leistete bereits 1860 die beachtliche Drehzahl von rund 100 Schuss pro Minute und war für Rüti lange Zeit ein weltweiter Verkaufsschlager.

Die Suche nach einer Produktivitätssteigerung bei gleichzeitiger Kostensenkung war der Motor für alle weiteren Entwicklungsphasen. Teilweise gaben unscheinbare Konstruktionsdetails den Anstoss für bedeutende Fortschritte und eine weitergehende Automatisierung. Einen wichtigen Meilenstein bedeutete der 1894 von John Northrop erfundene und von Rüti weiterentwickelte automatische Spulenwechsel, der den Bedienungsaufwand beträchtlich herabsetzte. Statt vorher maximal acht, konnten nun bis zu zwanzig Webmaschinen einem Weber oder einer Weberin zugeteilt werden.

Einen wichtigen Sammlungsbereich machen Automaten für das Weben von Mustern aus. Während der Führungen durch die Webmaschinensammlung werden von Caspar Honegger entwickelte Schaftmaschinen in Betrieb genommen, die über eine mechanische Steuerung das Fach (Hebung der Kettfäden für die Einführung des Schussfadens) für verschiedene Gewebetypen oder -muster öffnen. Noch ausgeklü-

gelter sind die sogenannten Jacquardmaschinen, von denen die Maschinenfabrik Rüti 1890 eine eigene auf den Markt brachte. Sie erlaubte mittels Lochkarten jeden einzelnen Kettfaden anzusteuern und damit die feinsten Bilder zu weben. Die Lochkarte, ein wichtiges Element der frühen Computersteuerung, ist effektiv am Webstuhl erprobt worden.

Die permanente Steigerung der Webgeschwindigkeit stiess bald an physikalische Grenzen: Das starke Beschleunigen, Abbremsen und erneute Beschleunigen des Webschiffchens oder Schützen hatte seine maximale Geschwindigkeit erreicht, sodass die Suche nach alternativen Eintragsystemen vorangetrieben wurde. Sogenannte Greifer-, Düsen- und Projektwebmaschinen wurden entwickelt und zur Marktreife gebracht. Diese neuartigen Systeme sind allesamt in der Sammlung vertreten. Ganz besonders hat sich die Forschungsabteilung im Werk Rüti bei der Entwicklung von Mehrphasen-Webmaschinen hervorgetan, bei denen mehrere Schussfäden hintereinander die Kette durchqueren. Bei der jüngsten in der Sammlung vertretenen Maschine vom Typ M8300 wird der Schussfaden mit einem Luftstrahl eingetragen, kombiniert mit der Mehrphasigkeit erlaubt dies die unglaubliche Zahl von 2900 Schüssen pro Minute. Welch gewaltiger Schritt von den ersten Caspar-Honegger-Webstühlen zum Hochleistungs-Webautomaten!

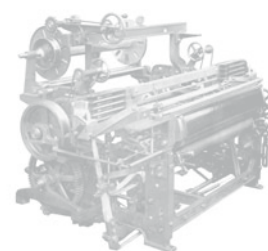
Pic-à-Pic-Stuhl

Baujahr 1904

4-7-schützig

für Baumwolle (mit Pünktchen-Struktur)

Northrop-Schlag mit tiefgelagerter Spindel



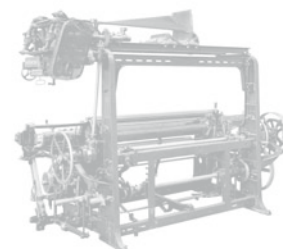
Type S.D.C./2

Baujahr 1928

2-schützig

für Seide

Schaftmaschine Mod. E. mit aufrechter Welle



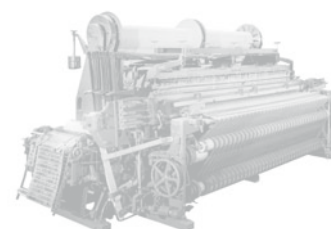
Type T.R.U/7

Baujahr 1944

4-schützig

für schweres Baumwolltuch (Teppichstuhl)

Schaftmaschine mit Lochkarten-Steuerung



Während 155 Jahren war Rüti ein industrieller Textilmaschinen-Standort von Weltrang. Eine personell stark dotierte Forschungsabteilung erdachte den Webstuhl immer wieder neu und entwickelte ihn weiter – bis an seine physikalischen Grenzen.
(Fotos: Archiv Webmaschinensammlung)



Ein Kapitel schweizerischer Industriegeschichte

Die Webmaschinen im Neuthal stehen für in Rüti entwickelte und weltweit eingesetzte Technologien. Sie stehen aber auch zeichenhaft für ein Kapitel der Schweizer Maschinenindustrie, die massgeblich für den industriellen Aufschwung im Zürcher Oberland verantwortlich war. Obwohl die Maschinenindustrie und der Textilmaschinenbau im Speziellen heute noch für höchste Qualität und für Innovationsfähigkeit garantieren, stecken sie momentan in der schwierigsten Krise seit Jahrzehnten.

Der Blick zurück in die Vergangenheit zeigt, dass der Textilsektor schon mehrfach schweren Krisen und strukturellen Veränderungen unterworfen war. Die Anfänge der industriellen Revolution mit dem Aufkommen der mechanischen Spinn- und Webmaschinen zeigen dies auf eindrückliche Weise.

Die Schweiz, damals nach England der grösste Exporteur von Baumwollzeugnissen, wurde von dieser Entwicklung schwer getroffen. Ihre in Handarbeit hergestellten Produkte waren in Qualität und Preis nicht mehr konkurrenzfähig. Der Einbruch war dramatisch, doch schliesslich nahm man die Herausforderung an: Caspar Honegger importierte zuerst Maschinen aus England, kopierte und verbesserte sie. So überlebte nicht nur die Textilindustrie, sondern es entstand auch ein neuer Industriezweig – die Maschinenindustrie. Klangvolle Namen wie Escher Wyss, Georg Fischer, Von Roll, Rieter und nicht zuletzt Caspar Honegger gehen auf diese Zeit zurück. Bis zur endgültigen Einstellung der Produktion in Rüti im Jahr 2008 wurden von hier rund eine halbe Million Webstühle in alle Textilzentren der Welt geliefert. Das spricht für die Leistungsfähigkeit

des Unternehmens – eines Traditionsunternehmens, das sich lange auf den Industriepionier und seinen Gründer Caspar Honegger berief.

In unserer schnelllebigen Welt verlieren Traditionen und klangvolle Namen rasch an Wert. Die noch bis 1969 als Familienunternehmen geführte «Maschinenfabrik Rüti, vormals Caspar Honegger» wurde vorerst an Georg Fischer verkauft und gelangte 1982 in den Besitz des Sulzer-Konzerns. Zuerst als «Sulzer Rüti» und ab 1999 als «Sulzer Textil» produzierte man innerhalb des Technologiekonzerns Sulzer mit abnehmendem Erfolg in Rüti Maschinen. 2001 verkaufte Sulzer das selbständige Unternehmen «Sulzer Textil» an die italienische Promatech, die den Standort Rüti als «Sultex» bis zur endgültigen Schliessung 2008 führte.



Mensch und Maschine

Rein technische, ökonomische oder betriebswirtschaftliche Betrachtungsweisen werden der Webmaschinensammlung aber nicht gerecht. Denn immer standen diese Maschinen in einer Wechselbeziehung zu den Menschen, die sie bauten und bedienten. Textilmaschinen veränderten und prägten das bäuerliche Leben nicht nur im Zürcher Oberland. Zu Beginn der Industrialisierung deckte noch die lokale Bevölkerung den Bedarf nach Arbeitskräften in den Fabriken. Ein in der sozialen Wertschätzung minderwertiges Fabrik-Proletariat entstand, das dem Oberland auch schon pointiert den Namen «Oberländer Manchester» einbrachte.

Wie im Neuthal wurden vielerorts Fabrikarbeiterhäuser gebaut, wo Familien in betrübnlichen Wohnsituationen lebten und nach kurzem Schlaf oft stundenlang zu Fuss in die Fabrik zur Arbeit marschierten – gerufen von der Fabrikglocke, einem Sinnbild dafür, dass in den ländlichen Industriegebieten mit dem Fabrikwesen auch die Zeit eine neue Bedeutung erhielt. Nicht mehr naturgegebene Termine

der Tages- und Jahreszeiten gliederten den Arbeitstag, sondern die gnadenlose Stempeluhr gab den gehetzten Tagesrhythmus der Fabrikarbeit vor: Zeit ist Geld!

Und dennoch greift das Denkmuster von der «Entseelung» oder «Entfremdung» des Menschen durch die Maschinenarbeit zu kurz. Arbeiter und Arbeiterinnen haben vielmehr eine enge Bindung zu ihren Maschinen und erwähnen voll Stolz, wie sie diese beherrschen und jede Schraube an ihr kennen – oft sogar besser als der Meister. Dies beweist auch die Gruppe ehemaliger Mitarbeiter der Maschinenfabrik in Rüti, die im Neuthal mit Engagement und Freude «ihre» Maschinen in Schuss halten und für das Publikum wieder in Betrieb nehmen. Dank ihrer Arbeit wird das Fabrikensemble am Wissenbach hoffentlich immer häufiger in wohlklingenden Maschinenlärm gehüllt.

Bedingt durch einen Arbeitskräftemangel in den boomenden Nachkriegsjahren setzte ein grosser Wanderungsstrom ein – unter anderem von jungen italienischen Arbeiterinnen besonders in die Textilbranche. Montage und Wartung der Webmaschinen war und ist dagegen eine typisch männliche Arbeit. Ehemalige Mechaniker von Sulzer Rüti betreuen heute noch mit viel Engagement «ihre» Maschinen.
(Fotos: Archiv Webmaschinensammlung und Martin Bachmann A+D)



«Die Webmaschine der Zukunft muss vielseitig sein»

tiz. Charles Karcher betreut seit seiner Pensionierung die Webmaschinensammlung. Während über dreissig Jahren ist er als Ingenieur in der Forschungsabteilung der Maschinenfabrik Rüti tätig gewesen und hat die Entwicklung der modernen Webtechnik mitgestaltet.

einst und jetzt: Was ist für Sie das Faszinierende an Webmaschinen?

Charles Karcher: Aufgrund meiner Ausbildung zum Maschineningenieur an der ETH Zürich mit Spezialisierung im Bereich Textilmaschinen – eine Studienrichtung übrigens, die heute an der Hochschule nicht mehr gelehrt wird – waren es in erster Linie die mechanischen Details, die mich fasziniert haben. Erst später hat sich mein Interesse auch auf das textile Endprodukt verlagert.

Seit Jahrzehnten beschäftigen Sie sich schon mit der Konstruktion von Webmaschinen. Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen und wie war Ihr beruflicher Werdegang?

Zu meiner Zeit war ein halbjähriges Praktikum in der Industrie Voraussetzung für den Studienbeginn an der ETH. Bei Sulzer wurde ich in der Lehrlingswerkstatt in die Grundlagen der Metallverarbeitung eingeführt. Während meiner zweiten Praktikumsstelle bei der Maschinenfabrik Rüti arbeitete ich am Montageband und kam dabei erstmals in Kontakt mit Webmaschinen. Studienabgänger in meinem Fach wurden in den boomenden 1960er-Jahren von der Industrie mit Handkuss angestellt. So bekam ich bei der Maschinenfabrik Rüti eine Anstellung in der Forschungsabteilung, wo ich bis zu meiner Pensionierung blieb.

Wann haben Sie in der Maschinenfabrik Rüti zu arbeiten begonnen und in welcher Position waren Sie tätig?

Das war genau am 1. August 1960. Damals war dies noch kein Feiertag, ausser dass bereits um 16 Uhr Arbeitsschluss war. Die Forschungsabteilung wurde in den 1960er- und 70er-Jahren sehr stark ausgebaut und war durchwegs mit rund hundert Mitarbeitern besetzt. Neuentwicklungen wurden in den Konstruktionsbüros geplant, in einer eigenen Werkstatt gebaut und in der Versuchsweberei getestet. Ich selber war im Textillabor tätig und hatte mit der Qualitätskontrolle der Gewe-

be zu tun, die auf dem Versuchsstand hergestellt wurden. Später wechselte ich in den Bereich Messtechnik, wo Kräfte und Bewegungen in einem mechanischen Webstuhl unter anderem mit Hilfe von Highspeed-Filmen analysiert wurden.

Ist die Webmaschine fertig erfunden oder sind in Zukunft noch bahnbrechende Entwicklungen zu erwarten? Wie sieht die Webmaschine im Jahr 2050 aus?

Das ist eine schwierige Frage. Elektronische Steuerungen haben rein mechanische Lösungen unterdessen weitgehend ersetzt. Vielleicht ist in Zukunft eine noch stärkere elektronische Gestaltung zu erwarten. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass die Webmaschine der Zukunft besonders flexibel und vielseitig einsetzbar sein muss. Die Maschine muss für unterschiedliche Garne und Gewebe einfach und effizient umgerüstet werden können.

Was ist aus Ihrer Sicht der Grund dafür, dass Rüti und die Schweiz im Allgemeinen als Produktionsstandort für Textilmaschinen an Bedeutung verloren haben? Liegt es wirklich nur an den billigen Arbeitskräften im Fernen Osten?

Tatsächlich sind die metallverarbeitenden Industrien seit geraumer Zeit im

Abwärtstrend begriffen. Unterdessen werden die meisten Webmaschinen in Asien hergestellt. Meines Erachtens hat dies eher mit einer mangelnden Innovationsfähigkeit zu tun; auch die Maschinenfabrik Rüti blieb zu lange ihren weltweit erfolgreichen Webmaschinen mit traditionellen Schusseintragsystemen verhaftet und ist zu spät auf neue Technologien aufgesprungen.

Die Webmaschinensammlung ist im Zusammenhang mit dem 100-Jahr-Jubiläum 1942 ins Leben gerufen worden. Wer war dabei die treibende Kraft?

Es war der Techniker Ruedi Derrer, der die Webmaschinensammlung anlegte. Sein Ziel war es, den jüngeren Technikergenerationen ältere Systeme zu zeigen, um bei der Entwicklung

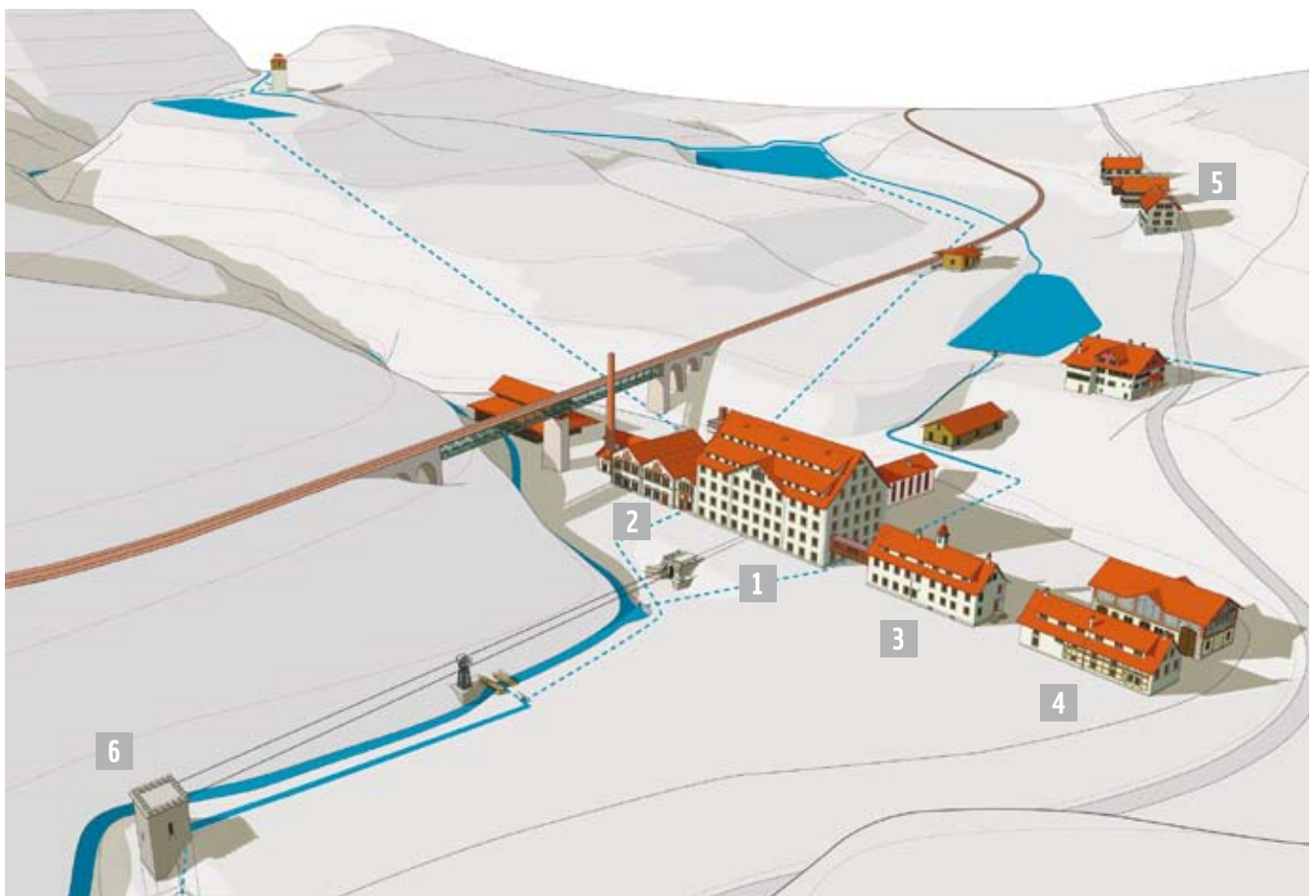
neuer Webmaschinen das Rad nicht nochmals erfinden zu müssen. Die Webmaschinensammlung war also ursprünglich als Teil der Forschungsabteilung konzipiert worden.

Wie muss man sich den Aufbau der Sammlung vorstellen? Waren die Maschinen bereits in Rüti vorhanden oder wurden sie für den Aufbau der Sammlung nach Rüti zurückgeholt?

Es mussten dafür tatsächlich ausrangierte Maschinen aus den Websälen nach Rüti zurücktransportiert werden. Zu Beginn waren sie in einem Schopf auf der Joweid eingelagert und nicht für die Öffentlichkeit zugänglich. Das änderte sich mit dem Umzug in die Räumlichkeiten der ehemaligen Seidenweberei in Rüti.

Sie betreuen seit Ihrer Pensionierung die Webmaschinensammlung. Was ist aus Ihrer Sicht die Bedeutung dieser Sammlung? Was wollen Sie mit Ihrer Arbeit am neuen Ort hier im Neuthal erreichen?

Ich musste immer wieder feststellen, dass gerade das jüngere Publikum den Unterschied zwischen Stricken und Weben nicht kennt. Seit meiner Pensionierung 1994 möchte ich darum der breiten Öffentlichkeit die Grundlagen der Weberei zeigen und erklären, die verschiedenen Gewebesorten und dabei auch die alten Webmaschinen den neuen gegenüberstellen, um damit die technische Entwicklung vom Handwebstuhl bis zum modernen Webautomaten anhand funktionstüchtiger Maschinen zu demonstrieren.



Rekonstruktion des Fabrikensembles um 1900. Der Energiebedarf für Spinn- und Webmaschinen wurde durch ein weitgehend erhaltenes Wasserkraftsystem gedeckt, das bereits 1886 durch eine Dampfmaschine ergänzt worden war. 1 Altes Fabrikgebäude – 2 Batteuranbau – 3 Fabrikantenwohnhaus – 4 Ökonomiegebäude – 5 Kosthäuser – 6 Turbinenturm. (Illustration: Marcus Moser A+D)



Foto: Martin Bachmann A+D

Internationales Kulturerbe Neuthal: ein historisches Textilzentrum erster Güte

tiz. Drei ehemalige Maschinsäle der Fabrikanlage Neuthal wurden für die Webmaschinensammlung zur neuen Heimat. Die in der Zeit zwischen 1827 und 1886 entstandene Fabrik gehört heute dem Kanton Zürich und ist in ihrer Anlage eine typische mechanische Textilfabrik des 19. Jahrhunderts. Das weitgehend im ursprünglichen Zustand erhaltene Industrieensemble besteht aus den Betriebs- und Lagergebäuden und den Wasserkraftanlagen, aber auch aus dem Fabrikantenwohnsitz des Industriearons Adolf Guyer-Zeller mit üppiger Parkanlage, Kosthäusern und Stallungen.

Besonders das Wasserkraftsystem im Neuthal überrascht durch seine markanten Eingriffe in die Landschaft und das weit geführte Netz von Kanälen und Stollen. Dieses war der eigentliche Lebensnerv der Fabrik, es brachte die Kraft

auf die Wasserräder, die dann mittels Transmissionsriemen auf viele hundert Textilmaschinen verteilt wurde. Die Fabrikanlage ist nicht zuletzt dank diesem Wasserkraftsystem, diesen bedeutenden landschaftlichen Veränderungen zum Regulieren, Stauen und Leiten des Wassers ein erstrangiges industriegeschichtliches Denkmal.

Die Textilproduktion war im Zürcher Oberland schon vor dem Industriezeitalter ein bedeutender Wirtschaftsfaktor; im 19. Jahrhundert gehörte dann das Oberland zu den am frühesten industrialisierten Regionen ganz Europas. Es ist darum ein Glücksfall, dass die Webmaschinensammlung Rüti in dieser traditionsreichen Region eine neue Heimat gefunden hat. Zusammen mit der im Neuthal bereits eingerichteten Museumsspinnerei wird das Fabriken-

semble dadurch zu einem historischen Textilzentrum mit internationaler Ausstrahlung aufgewertet. Das Neuthal ist ein Kulturerbe unserer industriellen Vergangenheit.

Informationen und Anmeldung:
www.neuthal-industriekultur.ch

Eintrittspreise:
Erwachsene Fr. 12.–
Jugendliche bis 12 Jahre in Begleitung sind gratis.

Führungen:
Für Gruppen werden nach Vereinbarung das ganze Jahr an jedem Tag Führungen angeboten.



Ein lohnendes Ausflugsziel: die mittelalterliche Klosterruine auf dem Beerenberg.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

«Ein clösterlin in einem walde bi Winterthur, heisset der Berenberg»



Prächtig geschmückte Initiale in einem Choralbuch aus dem Besitz des Klosters. Der «Beerenberg» ist hier sehr wörtlich dargestellt! (Privatbesitz)

Mauerreste in einer Waldlichtung auf dem Beerenberg sind die offensichtlichen Zeugen einer mittelalterlichen Klosteranlage. Archäologische und historische Untersuchungen brachten aber weit mehr als nur Steine zum Vorschein: Gräber, Ofenkacheln, Geschirr und zahlreiche schriftliche Dokumente bringen die Ruine zum Sprechen. Schautafeln präsentieren ab Herbst 2010 die vielfältigen Forschungsergebnisse und machen den Sonntagsausflug ins Winterthurer Naherholungsgebiet zur Bildungsreise.



Der grosse Ziernagel beim Kopf verrät, dass hier Klostergründer Heinrich von Linz ruht. (Foto: Dan Klaus A+D)

str. Im November 1318 erhielt der Winterthurer Laienbruder Stephan Rheinauer von Herzog Leopold I. von Österreich die Erlaubnis, auf dem Beerenberg eine Einsiedelei zu bauen. Der Waldbruder wollte hier in der Abgeschiedenheit zusammen mit anderen Laienbrüdern ein frommes Leben führen und «bona opera», gute Taten, vollbringen. 1355 liess sich der österreichische Franziskanermönch Heinrich von Linz mit seinen vier Brüdern hier nieder und baute die Einsiedelei zum Kloster aus. Als Klosterpatrone wählten sie Maria, Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten, das Kloster nannten sie nach ihrer Patronin «Mariazell». Die Brüder lebten zunächst nach der franziskanischen Tertianerregel, die berufstätigen und verheirateten Laien ein klosterähnliches Leben ohne strenge Klausurvorschriften erlaubte, 1365 schlossen sie sich der Gemeinschaft der Augustiner-Chorherren an. Sie lebten nicht nur zurückgezogen hinter Klostermauern, sondern betreuten als Seelsorger die lokale Bevölkerung, indem sie unter anderem Messen lasen und die Beichte abnahmen.

Mariazell genoss das Ansehen des vermögenden Adels der Region und kam durch grosszügige Schenkungen zu einem stattlichen Besitz. Bald weitete sich der Kreis der Gönner bis nach Süddeutschland, nach Vorarlberg, ins Elsass und in die Innerschweiz. Im 15. Jahrhundert traten vermehrt Söhne aus begüterten Winterthurer Familien ins Kloster ein, was der klösterlichen Disziplin allerdings nicht gerade förderlich gewesen sein soll. Auf die Blütezeit um 1400 folgte bald eine Zeit der Stagnation und mit der Reformation schliesslich das Ende der Klostersgemeinschaft. Der Zürcher Stadtstaat bemächtigte sich der Güter und verkaufte sie 1530 mit den leer stehenden Gebäuden an den Müller und Gerichtsherrn von Pfungen und Wülflingen, Hans Steiner. Während Jahrhunderten blieb der Beerenberg in den Händen der Familie Steiner, bis sie den Besitz 1922 an den Verkehrs- und Verschönerungsverein Winterthur verkaufte.

Kunstvoll gestaltete Kachelöfen gehörten zur gehobenen Ausstattung. (Foto: Martin Bachmann A+D)





1970–1972 freigelegte Mauern der Kapelle und der Klosterkirche.
(Foto: Peter Kessler, Kantonsarchäologie)

Einsiedelei, Kloster, Steinbruch

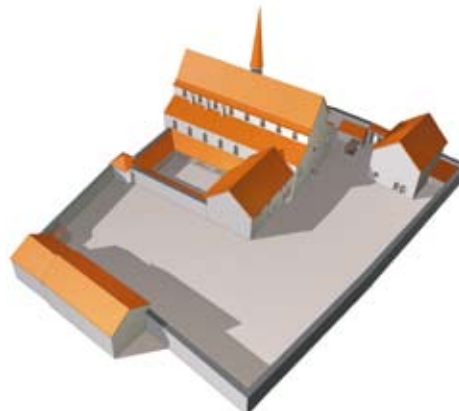
Zur Einsiedelei des Waldbruders Rheinauer gehörte eine Kapelle mit einem Altar an der Ostseite. Ihre Grösse und der Bautyp entsprechen ziemlich genau den Pfarrkirchen jener Zeit, was angesichts der abgeschiedenen Lage und der kleinen Bruderschaft erstaunt. Bereits 1355 musste die Kapelle der Klosterkirche weichen, die unter der Leitung von Heinrich von Linz an der gleichen Stelle gebaut wurde. Die neue Basilika war etwa fünfmal so gross wie ihre Vorgängerin und auf eine gemischte Nutzung für Chorherren und Laien angelegt. Eine massive Mauer, der Lettner, trennte den Chor, in dem die Mönche ihre Gottesdienste feierten, von der Gemeinde im Kirchenschiff. Von der Bühne über dem Lettner konnten die Messen für das Kirchenvolk gelesen werden und für Privatmessen standen Seitenkapellen zur Verfügung. Fragmente von Masswerkfenstern und Gewölberippen lassen erahnen, wie kunstvoll die Kirche einst ausgestattet war.

Mit dem Malhorn reich verziertes Gefäss aus dem 17. Jahrhundert.
(Foto: Martin Bachmann A+D)



An die Kirche schlossen ein Kreuzgang und das Konventsgebäude mit Küche, Lager und den Wohnräumen an, weitere Wohnungen kamen in einem eigenen Trakt an der nördlichen Klostermauer hinzu. Im ummauerten Areal gab es zudem ein Wirtschaftsgebäude und eine kleine, beheizte Badstube, die zur Körperpflege und zur Behandlung von Krankheiten diente.

So könnte die Klosteranlage ausgesehen haben: Kirche und Konvent schliessen an den Kreuzgang an, oben rechts Bad, Tor und Wirtschaftsgebäude, unten an der Gartenmauer ein Wohntrakt.
(Illustration: Marcus Moser A+D)



Ofenkacheln sind schon aus der frühen Zeit des Klosters überliefert, besonders zahlreiche und vor allem ausgesprochen kunstvoll verzierte Exemplare stammen aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Söhne der Winterthurer Oberschicht, die damals auf dem Beerenberg lebten, waren offensichtlich nicht bereit, auf einen gewissen Lebensstandard zu verzichten.

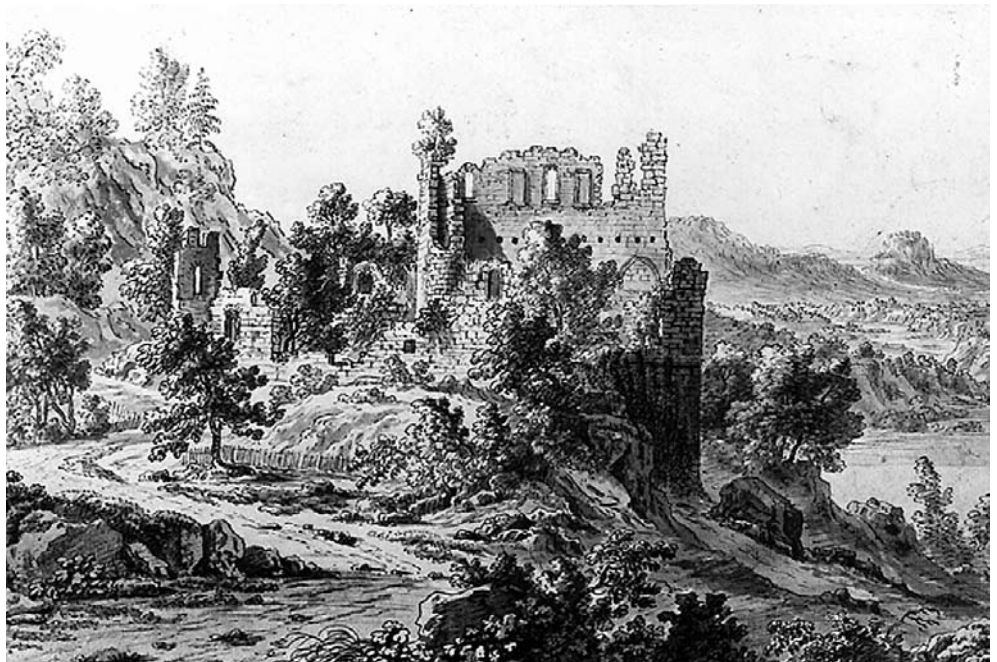
Trinkgläser, Fayencen und Steinzeugbecher bestätigen das Bild einer gehobenen Ausstattung. Mit dem Malhorn dekorierte Gefässe aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lassen den Schluss zu, dass der Beerenberg auch nach der Reformation noch bewohnt war.

Die Kirche zerfiel nach der Auflösung des Klosters rasch und präsentierte sich im 17. Jahrhundert nur noch als Ruine. Die Reste der Anlage wurden im frühen 18. Jahrhundert schliesslich als Steinbruch ausgebeutet und für ein neues Hinterhaus an der Winterthurer Marktgasse verwendet.

Chorherren mit Berufskrankheiten

Chorherren liessen sich gerne im Kreuzgang eines Klosters bestatten, so waren sie sich der permanenten Erinnerung ihrer Glaubensbrüder sicher. Bei der archäologischen Nachgrabung von 2009 stiessen die AusgräberInnen hier denn auch auf mehrere Gräber. Die Anthropologin konnte den Skeletten bemerkenswerte Informationen entlocken: Die Mönche litten an Arthrose und Tuberkulose, sie ernährten sich schlecht, wurden nur 35 bis 50 Jahre alt – und sie trugen «berufsbedingte» Schäden davon. Das stundenlange Verharren in Meditation mit aufgestellten Füssen und gesenktem Kopf führte nämlich zu Deformationen an Zehen, Halswirbeln und Schienbeinhöckern.

Ein Skelett unterschied sich allerdings deutlich von den andern. Es handelt sich um die sterblichen Überreste eines gut 60 Jahre alt gewordenen, ausgesprochen kräftigen und gesunden Mannes. Er wurde in einem Sarg bestattet, den grosse Ziernägel schmückten, und über seinem Grab stand ein grosses Grabmal aus Sandsteinplatten, ähnlich einem Sarkophag. Die bevorzugte Lage im Kreuzgang an der Verbindung von



Eine lavierte Federzeichnung von Felix Meyer (1653–1713) zeigt die Kirchenruine von Südosten. (Kunstverein Winterthur)

Kirche und Konventsgebäude sowie eine Wandnische für ein Totenlicht geben weitere Hinweise auf die Ruhestätte einer besonderen Persönlichkeit. Alles deutet darauf hin, dass hier der Stifter des Klosters, Heinrich von Linz, begraben und verehrt wurde. Auch Chroniken berichten von seiner Bestattung im Kreuzgang und es geht die Sage, dass sich hier nach seinem Ableben zahlreiche Wunder ereignet haben.

Ein tiefgründiges Ausflugsziel

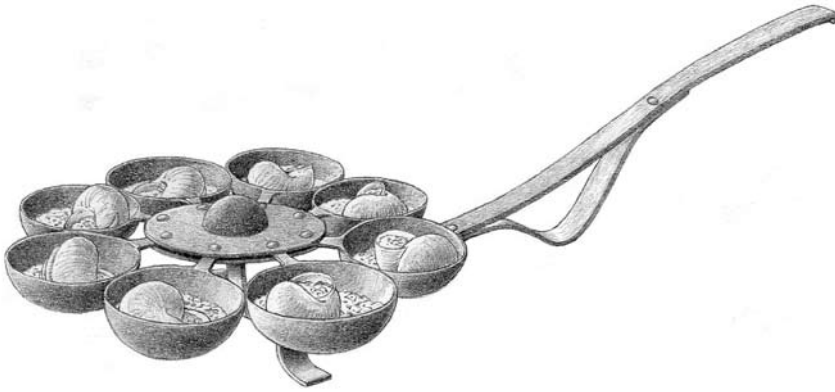
Nach dem Zerfall und der Plünderung der Gemäuer begrub der Hangschutt allmählich die Ruine unter sich. Letzte sichtbare Reste bedeckte man 1930 mit Erde, um sie vor der weiteren Zerstörung zu schützen. Archäologische Ausgrabungen brachten die Mauern 1970–1972 wieder zum Vorschein, einiges kam aber erst mit der Nachgrabung von 2009 ans Tageslicht – zum Glück, muss man sagen, denn die Dokumentationsstandards der früheren Ausgräber genügen heutigen Ansprüchen nicht.



Sorgfältig gestaltetes Fragment einer mannsgrossen Figur, vielleicht einer Apostel-Statue. (Foto: Martin Bachmann A+D)

Die Kirchenmauern und die Mauern des Konventgebäudes sind heute sichtbar. Bald erschliesst sich für Besucher der Anlage der Zusammenhang dieser Steinstrukturen, werden doch demnächst Informationstafeln aufgestellt, die von der Baugeschichte und vom Leben im Kloster Mariazell auf dem Beerenberg erzählen. Die Auswertung der reichen Fundstelle wird 2011 im Jahrbuch des Schweizerischen Burgenvereins publiziert.

So wurden die Schnecken in der Pfanne gebraten.
(Zeichnung: Daniel Pelagatti A+D)



Eine römische Schneckenpfanne aus Dietikon

Auf der Baustelle für das neue Bezirksgebäude in Dietikon wurde im März 2006 ein aussergewöhnliches Objekt gefunden: mehrere kleine, runde, sternförmig angeordnete Schälchen mit einem langen Griff und drei Standbeinen. Der auffällige Fund lag zusammen mit verschiedenen anderen Eisengegenständen in einer Grube unmittelbar neben einem römischen Steingebäude. Vergleiche aus der Literatur zeigen, dass es sich um ein Pfanne für die Zubereitung von Schnecken handeln dürfte.

käc. Um 200 n.Chr. entsorgte jemand eine Schneckenpfanne und andere Gerätschaften in einer Grube neben dem Eingang eines römischen Gebäudes. 1800 Jahre später fanden Archäologen das Objekt bis zur Unkenntlichkeit verkrustet vor. Wie in solchen Fällen üblich, bargen sie den Gegenstand en bloc, d.h. mit der Erde darum herum. So zeigte sich erst bei der sorgfältigen Freilegung im Labor, um welch einmaligen Fund es sich dabei handelt – eine Schneckenpfanne, wie sie in der Schweiz bisher kaum nachgewiesen ist. Die bekannten Parallelen aus Augst BL und Baden AG

zeigen drei, vier oder sechs Schälchen, unser Stück hatte aber ursprünglich acht Pfännchen, von denen sich sechs rekonstruieren liessen.

Einige Forscher vermuten, dass in den kleinen Schälchen nicht Schnecken, sondern Eier gekocht wurden. Betrachtet man jedoch die heutigen Schneckenpfannen, so ist die Übereinstimmung in der Form derart gross, dass kaum Zweifel an der Deutung als Schneckenpfanne aufkommen können. Allerdings sind heutige Pfannen flach mit halbkugeligen Vertiefungen und nicht aus kleinen Einzelschälchen zusammengesetzt.

Das Gerät aus Dietikon besteht aus 13 Einzelteilen und stellt eine schiedetechnische Meisterleistung der Römerzeit dar. Die acht kleinen Schälchen sind mit Hilfe von zwei runden Blechscheiben auf einem massiven Unterbau mit zwei Füsschen und einem langen Griff fixiert. Am Griff setzt auf der Unterseite ein Stab an, der nach unten ausschwingt, sodass das Gerät einen dritten Auflagepunkt erhält und stabil steht. Um die Schnecken zu garen, stellte man das Kochgerät direkt ins offene Feuer.

Der römische Feinschmecker und Kochbuchautor Apicius berichtet in seinem 7. Buch, wie Schnecken zubereitet werden sollen: gewürzt mit Pfeffer, Kümmel und Liquamen, dem Standardgewürz in der römischen Küche. Er schlägt auch vor, die Schnecken vorgängig mit Milch und Mehl zu mästen, und zwar so lange, bis sie so dick geworden sind, dass sie sich nicht mehr ins Häuschen zurückziehen können!



Die Schneckenpfanne während und nach der Konservierung.

(Fotos: Christian Cevey, Schweizerisches Nationalmuseum; Martin Bachmann A+D)



Guberstein

Zwischen der Thur und Gütighausen liegt einer der letzten gepflästerten Kantonsstrassenabschnitte. Bei der denkmalpflegerischen Sanierung 2009 ersetzte man beschädigtes Material durch «Gubersteine». Dieser Quarzsandstein wird seit 1904 im Steinbruch Guber in Alpnach OW abgebaut. Seine Grautöne und die wenigen, feinen Adern entsprechen dem Material, das einst in grossen Mengen verbaut wurde. So eignet er sich hervorragend für Sanierungen alter Pflasterungen oder neue Pflasterungen in einem historischen Umfeld.

Reversibilität



Der Umgang mit Keramikfunden stellt gegensätzliche Anforderungen: Man will die Scherben möglichst im Fundzustand erhalten, andererseits müssen sie für die Aufbewahrung stabilisiert werden. Für eine fachgerechte, «kulturmoralische» Restaurierung gilt daher das Prinzip der Reversibilität, der vollständigen Entfernbarkeit der restauratorischen Massnahmen. Das Acrylharz Paraloid, ein mit Aceton gelöstes Granulat zum Kleben und Festigen von Keramik, erfüllt diese Voraussetzung am besten.



Ein «Einkaufsnetz» aus der Pfahlbauzeit?

Urgeschichtliche Textilien gehören zu den wertvollsten Stücken in der Sammlung der Kantonsarchäologie. In den feuchten Böden der Seeufersiedlungen blieben sie über Jahrtausende erhalten, ihre Freilegung und Konservierung stellt allerdings höchste Ansprüche. Dieses Geflecht aus Lindenbast, ein Tragnetz mit einem Schnurverschluss, konnte aus der neolithischen Siedlung bei der Schiffflände Maur geborgen werden. Das Museum für Archäologie des Kantons Thurgau zeigt den seltenen Fund vom 3. Juli bis 17. Oktober 2010 in der Ausstellung «gesponnen, geflochten, gewoben – Archäologische Textilien zwischen Bodensee und Zürichsee».

Museum für Archäologie
Freiestrasse 26
8510 Frauenfeld

Öffnungszeiten:
Di – Sa 14–17 Uhr
So 12–17 Uhr



Funktion und Ästhetik in der Gebäudetechnik

Auch Heizungsanlagen gehörten einst zur ornamentalen Ausstattung von Wohnräumen. Mit reich verzierten Kachelöfen können es eiserne Radiatoren zwar nicht aufnehmen, Blumenrankenmotive machen sie aber dennoch zum Raumschmuck. Der abgebildete Radiator wärmte einst eine Wohnung an der Cäcilienstrasse in Zürich-Hottingen. Nach einem längeren Aufenthalt im Bauteilager der kantonalen Denkmalpflege fand er im Haus «Zum kleinen Kindli» im Zürcher Rennwegquartier eine neue Verwendung. Die Blumenmotive passen dort bestens zur überaus prächtigen Decke, die der Schaffhauser Stuckateur Samuel Höscheller 1692 mit allegorischen Figuren, reichem Rankenwerk, Blättern und Früchten schmückte.

Fotos:
Guberstein (Markus Stromer A+D)
Reversibilität (Martin Bachmann A+D)
Netz (Martin Bachmann A+D)
Radiator (Rita Hessel A+D)

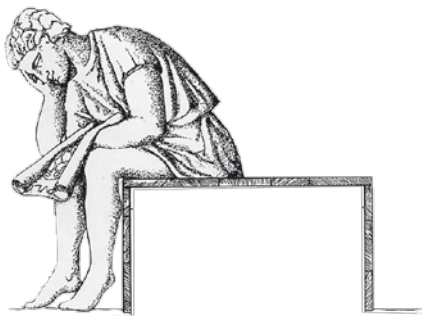


*

יִרְדָּן : תְּחִלָּה
יְרֵד מִן הַיָּם : לְהַרְגֵם
דֵּעַ בִּישׁ :

* «An den Fronto bei der Latrine»: Neues aus der Kanalisation in Oberwinterthur

«Wo der Normalbürger die Nase rümpft, schlägt das Herz der Archäologen höher.» So überschrieb eine Tageszeitung ihren Bericht über Ausgrabungen einer mittelalterlichen Latrine. Der Autor bezog sich dabei vor allem auf das ausserordentlich reiche Fundsammlerium, das die Ausgräber zutage förderten. Wie die jüngsten Funde aus Oberwinterthur zeigen, war eine funktionierende Fäkalienbeseitigung bereits in der Römerzeit unverzichtbarer Bestandteil des Alltagslebens – und hinterliess Objekte, die tatsächlich Archäologinnen glücklich machen.



Ein hölzerner Aufbau lädt zum Sitzen und Sinnieren ein.

(Zeichnung: Th. Hufschmied, Römerstadt Augusta Raurica BL)

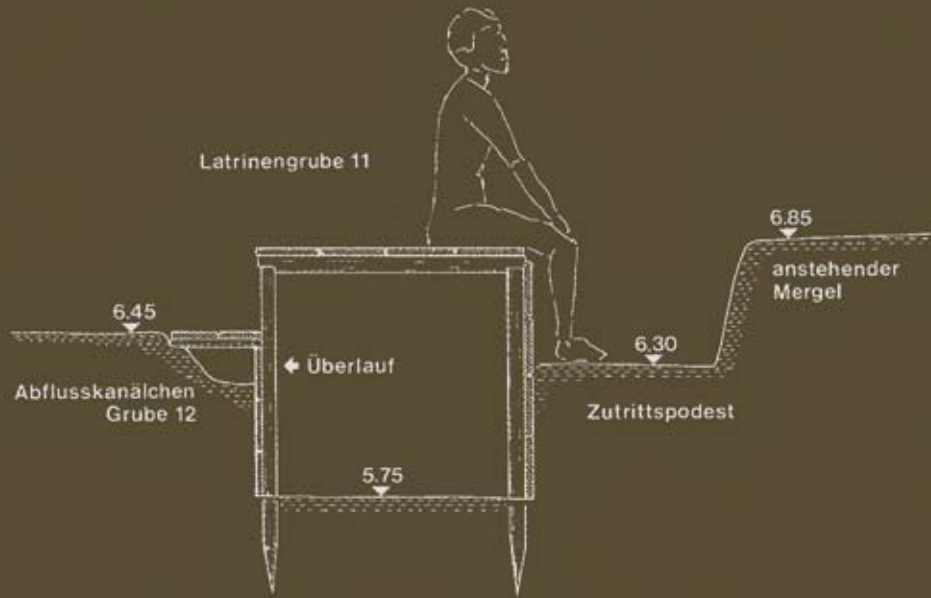
«Fron toni contra latrinam dabis» – Gib (diesen Brief) dem Fronto gegenüber der Latrine. Inschrift auf einem Schreibtäfelchen, entziffert von Michael A. Speidel. (Foto: Martin Bachmann A+D)

ja. Die römische Zivilsiedlung Vitodurum lag im heutigen Oberwinterthur, verkehrsgünstig an der wichtigen Hauptstrasse vom Legionslager Vindonissa (Windisch) ostwärts nach Rätien. Der Vicus, eine Kleinstadt, wurde etwa um Christi Geburt gegründet. Sieben Jahre später entstand im Westquartier «Unteres Bühl» eine grossflächige Überbauung mit rechteckigen Holzhäusern, sogenannten Streifenhäusern, die bis ins 3. Jahrhundert immer wieder erneuert wurden. Eigentlicher Ortskern war seit der Frühzeit der Kirchhügel. Dort baute man nach einem Brand um 70 n.Chr. die ersten Steinbauten mit einem Tempel und einem Badegebäude. Ab 294 n.Chr. schützten eine Mauer und Wehrtürme den Hügel. Eine Inschriftentafel nennt uns neben dem Urheber Aurelius Proculus und dem Baudatum auch den Namen der Siedlung: Vitodurum. Fundmaterial und Gräber zeigen, dass die römische Besiedlung hier bis ins Frühmittelalter andauerte.

Römische Latrinen

Beim Stichwort «römische Latrinen» kommen einem am ehesten die grossen öffentlichen Bedürfnisanstalten in Italien oder Kleinasien in den Sinn, die meistens bei Thermen gestanden haben. Sitzbänke aus Stein oder Holz reihten sich entlang der Wände. Die Fäkalien fielen durch gelochte Sitze und wurden mit Wasser über Kanäle weggeschwemmt. Häufig schmückte eine luxuriöse Innenausstattung mit Mosaiken, Wandmalereien, Säulen und Skulpturen die Räume. Nördlich der Alpen gab es allerdings nur wenige Anlagen dieser Art, eine davon in Rottweil (D), wo die Sitzreihen im späten 2. Jahrhundert etwa 35 Personen gleichzeitig Platz zur «Zusammenkunft» boten.

Weitaus bescheidener sind dagegen die provinziellen Latrinen aus dem römischen Vicus von Oberwinterthur. Diese standen – zumindest in der



Schnitt durch die Latrine an der Römerstrasse 186. (Rekonstruktion: Peter Albertin, Winterthur)

Eldorado der Holzerhaltung

Mehrzahl – nicht einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung, sondern waren allein auf «Eigenbedarf» ausgerichtet, wie uns der archäologische Befund zeigt. Vielleicht gab es hier aber doch zumindest eine öffentliche Latrine. Das im Titel zitierte hölzerne Schreiftäfelchen nennt uns in einer Ritzung auf der Aussenseite den Adressaten: «Gib es (das Täfelchen) dem Fronto gegenüber der Latrine». Man könnte diesen Text so interpretieren, dass es im Unteren Bühl, woher das Täfelchen stammt, eine Latrine gab, gegenüber der ein gewisser Fronto wohnte. Einen archäologischen Nachweis dafür haben wir allerdings nicht.

Bei Ausgrabungen im Vicus wurden bis in die jüngste Zeit immer wieder Gruben entdeckt, deren Verfüllung eine Interpretation als Latrinen zulässt. Besondere Bedeutung kommt in dieser Hinsicht zwei grossflächig ausgegrabenen Arealen zu: Es sind dies das Westquartier Unteres Bühl und der Kastellweg, wo dank der hohen Bodenfeuchtigkeit die Hölzer aussergewöhnlich gut erhalten waren. Die im Juni 2009 abgeschlossene Untersuchung am Kastellweg brachte mindestens neun Latrinen zutage. Die Gesamtzahl der Latrinen im Vicus ist allerdings nicht einfach zu bestimmen. Das Hauptproblem liegt darin, dass oft schwierig zu erkennen ist, welche Schichten tatsächlich von der Benutzung stammen, denn nur diese geben Aufschluss zur Verwendung der Anla-

ge. Die endgültige Verfüllung besteht nämlich zumeist aus später hinzugefügtem Abfall und erlaubt keine Rückschlüsse auf die ursprüngliche Funktion einer Grube.

Dank der aussergewöhnlich guten Holzerhaltung sind wir in der Lage, das Aussehen der Latrinen detailgetreu zu rekonstruieren. Ihre Form ist in der Regel rechteckig oder quadratisch, nur sehr selten oval. Die Seitenlängen bewegen sich zwischen 1 und 2 m, nur in einem Fall messen sie 2,7 m; die erhaltenen Tiefen liegen zwischen 35 cm und 1,8 m. Die Holzverschalung bestand aus vier Eckpfosten und Seitenbrettern, die entweder zwischen diese Pfosten gestellt oder ganz oder teilweise genutet waren. Diese Bauweise lässt sich im Vicus mindestens 23-mal



nachweisen. Nur dreimal sind Konstruktionen aus palisadenartig eingeschlagenen Spältingen oder Brettern entdeckt worden. Ebenso selten waren Einbauten aus Korbgeflecht, die nur viermal beobachtet werden konnten.

Beim Versuch, eine Anlage vollständig zu rekonstruieren, taucht alsbald die Frage nach dem Absatz auf. Einen konkreten Hinweis auf dessen Lage in der Mitte der Öffnung gibt eine Grube am Kastellweg. Im Zentrum befand sich nämlich auf der Grubensohle ein deutlicher, kreisrunder Fäkalienfleck mit einem Durchmesser von 40 cm. Ebenfalls am Kastellweg blieb der einzige Deckel aus Brettern als Grubenabdeckung erhalten. Da auf der vorgefundenen Hälfte der Abdeckung allerdings Spuren eines Ab-

sitzes fehlen, vermuten wir ihn auf der nicht mehr vorhandenen Seite.

Nur bei wenigen Anlagen konnte man Hinweise auf einen Zugang finden: An der Römerstrasse 186 erleichterte ein Podest, das sich etwa 55 cm über der Grubensohle befand, den Zugang zur holzverschalteten Grube. Auf der gegenüberliegenden Seite lag der Überlauf zum Abflusskanal. Eine Grube am Kastellweg betrat man über einen Holztritt aus Eiche an der Nordseite.

Vom Vicus Viturum gefundene Strukturen aus der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts. Farbig markiert sind die Latrinengruben:

- A Unteres Bühl
- B Römerstrasse 169a
- C Römerstrasse 186
- D Kastellweg
- E Gebhartstrasse 18–22
- F Römerstrasse 177a
- G Römerstrasse 227/229.

(Plan: Peter Albertin, Winterthur)



Typischer Latrinenabfall: Ein Ziegelfragment mit dem Stempel der 11. Legion.
(Foto: Martin Bachmann A+D)



Vielleicht bedeckten diese Schindeln einst ein Latrinenhäuschen.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

Schindeln oder Ziegel?

Wir gehen davon aus, dass die Latrinen im Hinterhof nicht unter freiem Himmel gestanden haben, sondern dass zumindest ein kleines Dächlein gegen Regen schützte. Die vielfach vorgefundenen Schindelfragmente könnten von Dachkonstruktionen stammen. Bei einigen Gruben waren Pfosten nachweisbar, die möglicherweise zu einer Dachkonstruktion oder einem Absitz gehörten. Am Kastellweg benutzten die Bewohner eines Steingebäudes im 2. Jahrhundert eine 10 m entfernte Grube. In ihrer untersten organischen Verfüllung und in den beiden darüber liegenden Schichten aus der Zeit, als diese Latrine aufgegeben wurde, befanden sich über 100 kg Bruchstücke von Dachziegeln, darunter interessanterweise der einzige gestempelte Legionsziegel (LEGIO XI CPF). Solche Ziegel sind in Vitudurum sehr selten, vielleicht handelt es sich um ein Liebhaberstück, das für das Dach dieses «besonderen Örtchens» zum Einsatz kam.

Abflusskanäle als Toilettenspülungen

Ein ausgeklügeltes System von Abflusskanälen transportierte die Fäkalien von den Latrinen weg. An der Römerstrasse 186 betrat man die Latrine über ein Podest auf der Nordwest-Seite. Auf der gegenüberliegenden Seite führte ein Überlauf in einen 40 cm breiten und 35 cm tiefen Abflusskanal, der mit längs verlegten Brettern abgedeckt war. Der Kanal hatte gegen Nordosten ein Gefälle von 6,3 % und mündete in einen Entwässerungsgraben, der entlang der Gebäudeostwand letztendlich hangabwärts wegführte.

Parallel zur Ostseite einer Grube am Kastellweg verlief ebenfalls ein Gräbchen. Der 26 cm breite und nur 8 cm tiefe Kanal hatte ein leichtes Gefälle in Richtung Latrine. Die oberste Bohle war so abgeschnitten, dass das Wasser über einen 60 cm langen Überlauf in die Grube einfließen und dann wieder abfließen konnte.

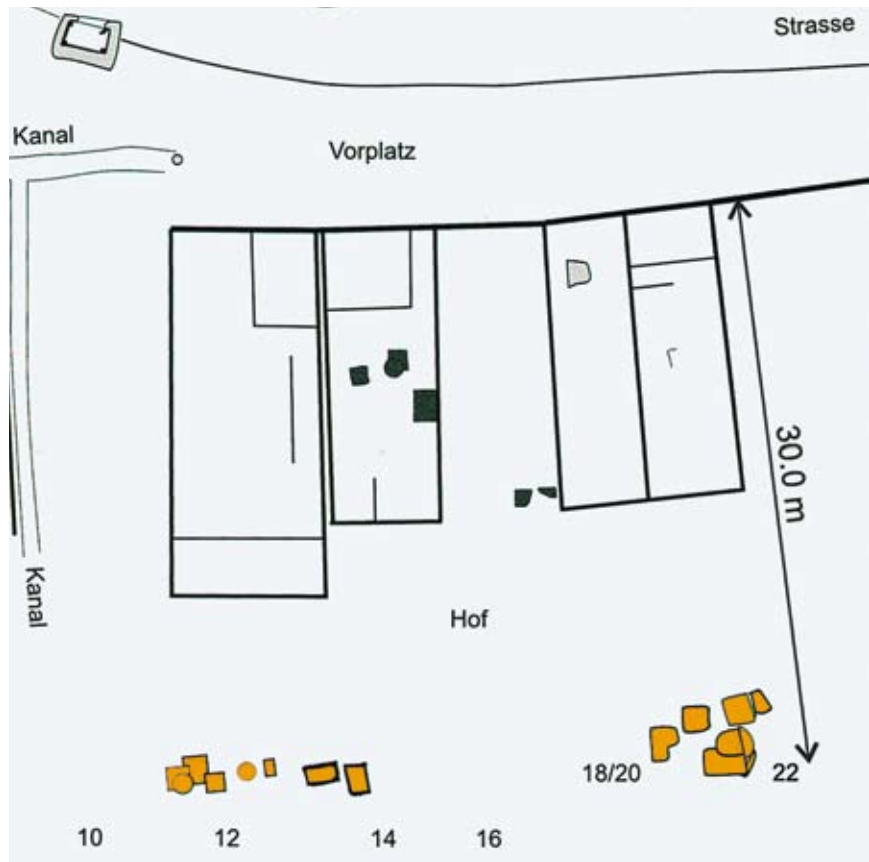
Das 1,2 m lange und 10 cm breite Abflusskanälchen an der Püntenstrasse 2 an der Südostecke einer Grube im Hinterhof datiert vermutlich in die Zeit zwischen 50 und 70 n.Chr.

Besonders eindrücklich konstruiert ist die Spülung der Latrine an der Römerstrasse 177a: Entlang der West- und der Nordseite der Holzverschalteten Grube stand jeweils ein Brett, das von Norden her über einen Traufgraben in die Grube eingeleitetes Wasser kanalisierte. Anschliessend wurde das Abwasser über einen rechtwinkligen Kanal entlang der Gebäudesüdwand abgeleitet. Zwei Pfosten markieren eine Überdachung oder einen Zugang, die dendrochronologischen Untersuchungen geben uns als Bauzeit die Jahre 57–58 n.Chr. an.

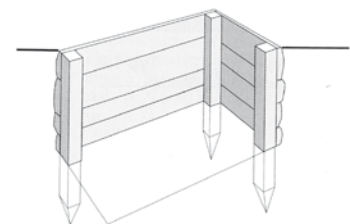
Hinterm Haus und nahe beim Nachbarn

In der Regel gab es zu jedem Gebäude eine Latrine hinter dem Wohnhaus. Aus verständlichen Gründen setzte man sie so nahe wie möglich an die Grenze zum Nachbarn. Vermutlich bot dies ebenso oft Anlass zu hitzigen Auseinandersetzungen wie heutzutage die Platzierung eines Komposthaufens, den man ebenfalls gerne aus dem eigenen Blickfeld verschwinden lassen möchte.

Wo genau befand sich nun aber die private Latrine eines Haushalts? Häufig ist zu beobachten, dass die Latrinen in einer Linie im Hinterhofbereich etwa 26–30 m oder auch mehr hinter der Vorderfront eines Wohnhauses lagen. Der Abstand zur Rückfront beträgt zwischen 8 und maximal 15 m.

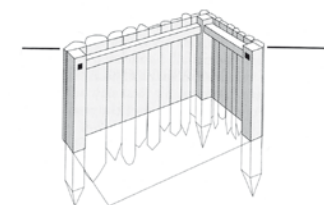


Im Hinterhof von Parzelle 12 im Unteren Bühl befanden sich zwischen 70 und 90/120 n.Chr. mehrere Gruben etwa 15 m hinter der Rückfront des Gebäudes. Eine runde Grube war mit einer Art Holzgeflecht ausgekleidet, eine Holzverschaltete Latrine unmittelbar an der Grundstücksgrenze enthielt sehr viele Fruchtsteine. Während der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts sah es ähnlich aus: Die Latrinen lagen in



Im Unteren Bühl lagen die Latrinen (farbig eingezeichnet) an typischer Position in den Hinterhöfen. (Plan: Peter Albertin, Winterthur)

Am Kastellweg dienten quer gestellte Bretter als Grubenverschalung. (Foto: Fridolin Mächler A+D, Illustration: Marcus Moser A+D)



Die Grube an der Römerstrasse 177a war mit einer Bretterpalisade ausgekleidet. (Foto: Fredy Jetzer, Kantonsarchäologie, Illustration: Marcus Moser A+D)



Ausgräber Fridolin Mächler hebt eine Grube am Kirchweg aus.
(Foto: Beat Zollinger A+D)

Gärten und waren jeweils von den Gebäuden her zugänglich. Eine einheitliche Nutzungszone ist auch in den Nachbarparzellen zu erkennen, wo die Gruben etwa 26–30 m von der Gebädefront entfernt waren. Blickt man auf den restlichen Teil des Vicus, so zeigt sich für die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts eine parzellenübergreifende Einrichtung der Nutzungszonen.

Als zweite Möglichkeit platzierte man die Latrinen unmittelbar hinter dem Haus. Der Abstand zur Rückwand ist gering und misst nur zwischen 1,5 und 5 m. Mitunter waren die Gruben in einer Art Schutzbau oder Toilettenhäuschen untergebracht. Ein gutes Beispiel hierfür stammt von der Römerstrasse

186: Die holzverschaltete Latrinengrube (1,9 × 1,5 m; Tiefe 1,5 m), die mit vielen Fruchtsteinen und Samen gefüllt war, befand sich während des 2. Jahrhunderts in einem quadratischen Annexbau hinter dem Haus. Auch eine ältere Latrine lag etwa 5 m von der Rückwand des Hauses entfernt, zu ihr gehörte ein Spülkanal mit Bretterabdeckung. Am Kastellweg war bei einigen Latrinen der Abstand zu den Wohnhäusern ebenfalls nur gering, eine Grube mit eigener WC-Spülung lag lediglich etwa 1,5 m hinter der Rückwand des Wohnhauses. Auf derselben Ausgrabung konnten mindestens drei weitere Latrinen in ähnlicher Fundlage freigelegt werden.

Nur in einem Fall, an der Römerstrasse 227/229, befanden sich die Latrinen im Innenhof zwischen den Häusern. Während der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts nutzte man hier zahlreiche Gruben zumindest sekundär als Latrinen. Sie lagen inmitten eines ca. 11 m breiten Innenhofs und überschritten sich aus Platzmangel teilweise. Es ist allerdings genauso gut möglich, dass diese Gruben zum Hinterhof eines Streifenhauses an der Hauptstrasse gehörten und die flankierenden Häuser als Werkgebäude auf benachbarten Parzellen zu interpretieren sind. Leider konnte dieser Bereich archäologisch nicht untersucht werden.



Recycling

Die Grabungsbefunde zeigen, dass nach dem Abbruch der Wohnhäuser die übrig gebliebenen Hölzer in peripheren Einrichtungen wie Latrinen oder Abwasserkanälen wieder verbaut wurden. Im Extremfall kann deswegen die Datierung der Bauhölzer von ein und derselben Struktur über 100 Jahre abweichen. So datiert ein Eckpfosten einer Grube im Unteren Bühl ins Jahr 122 n.Chr., zwei weitere ins Jahr 121 n.Chr., womit die Bauzeit der Grube fest steht. Allerdings schlug man den vierten gemessenen Eckpfosten schon 15 n.Chr.!

Oft geben auch die Bearbeitungsspuren einen Hinweis auf eine zweite Verwendung eines Bauholzes: In einer Grube im Unteren Bühl verbaute man einen dreifach genuteten Eckpfosten, der hier aber funktionslos blieb, da die Seitenbretter nur eingeschoben wurden. Ähnliches präsentiert sich am Kastellweg, wo die Seitenbretter einer Grube nicht in die genuteten Eckpfosten eingelassen waren und deshalb eindeutig als Spolien, d.h. als wiederverwendete Bauteile, zu identifizieren sind. Zwei Seitenbretter einer Grube derselben Fundstelle datieren zwischen 8 und 7 v.Chr., obwohl die Grube sicher erst im 2. Jahrhundert n.Chr. angelegt wurde!

Inhalt mit Gehalt

Welches sind nun die reichen Latrinenfunde, die Archäologinnen glücklich machen? Vor allem viel Keramik, Knochen und anderer Siedlungsmüll! Aus einer Latrine am Kastellweg wurden rund 18 kg Keramik und 2 kg Ziegel geborgen. Aufgrund der geringen Fragmentierung der Gefäße ist davon auszugehen, dass hier im späten 1. Jahrhundert der Hausrat aus dem unmittelbar angrenzenden Wohnhaus entsorgt wurde. Wirklich einzigartig

Am Kastellweg lag dieses sehr schöne Weidenkörbchen in der Latrinenverfüllung.
(Foto: Martin Bachmann A+D)



Ein vollständig erhaltener Krug aus der Latrinengrube Gebhartstrasse 18–22.
(Foto: Martin Bachmann A+D)



Rekonstruktion der Grube am Kastellweg, in der die Schuhleisten lagen.
(Illustration: Marcus Moser A+D)

sind aber Alltagsgegenstände aus organischen Materialien wie Holz oder Leder, die dank dem feuchten Milieu erhalten blieben, darunter ein sehr schönes Weidenkörbchen aus einer Latrine des 2. Jahrhunderts n.Chr.

Auch unter archäobotanischen und archäozoologischen Gesichtspunkten sind die Latrineneinhalte sehr vielversprechend: Analysen der Grubeneinhalte geben uns genaue Aufschlüsse über die Ernährungsgewohnheiten der damaligen BewohnerInnen. Hierbei kommt uns die Feuchtbodenerhaltung zugute, da nur diese eine so genaue Interpretation ermöglicht. Wichtigstes Identifikationskriterium für die Latrinebestimmung sind die Fruchtsteine, Kerne und Samen, die mit blossen Auge sichtbar sind. Der vom «Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie» der Universität Basel (IPNA) analysierte Inhalt einer Latrine am Kastellweg zeigt ein

reiches Spektrum an Nahrungspflanzen wie Getreide, Hülsenfrüchte, viele Gewürze, Salat, Gemüse, Obst und Nüsse. Charakteristische Fäkalienanzeiger sind mitgegessene Reste wie Steinzellen von Birnen und kleinsamige Nahrungspflanzen (Hirse, Feige, Walderdbeere u.a.) oder Samenschalen von Getreide. Obstkerne, etwa von Pflaumen, Baumnüsse oder auch Tierknochen weisen dagegen auf eine Funktion als Abfallgrube hin. Gut erkennbar sind tierische Hinterlassenschaften wie Madenpuppen, genauer hinschauen muss man jedoch, um die häufig auch beim Menschen parasitär lebenden Eingeweidewürmer wie den Peitschenwurm oder den Spulwurm zu identifizieren.

In den meisten Gruben fallen immer wieder die vielen Schindelfragmente auf. Die Annahme, dass es sich dabei um Reste des Daches handelt, mag sicher zutreffen. Vielleicht erfüllten die

Schindeln aber noch andere Funktionen wie das Abdecken des übel riechenden Inhalts oder aber sie dienten der Reinigung des Körpers quasi als Toilettenpapierersatz. Aus antiken Schriftquellen wissen wir, dass zu diesem Zweck ein Holzstab mit einem daran befestigten Schwamm verwendet wurde. In den Nordprovinzen sind stattdessen Stroh, Moos, andere Pflanzen, Laub oder gar Steine nachgewiesen.

Aus einigen Latrinen – nicht nur in Oberwinterthur – konnten vollständig erhaltene Gefässe geborgen werden. Meistens handelt es sich um einhenkliche Krüge, aber auch um Trinkbecher oder Flaschen. Bei den Trinkbechern könnte man annehmen, dass sie ein Zecher aus Versehen im stillen Örtchen fallen liess. Die Krüge wurden dagegen vermutlich als Schöpf- und Giessgefässe für Reinigungszwecke eingesetzt. Einmal in die Latrine gefallen, galten



Eine kleine Sensation: ein paar Schuhleisten Grösse 41.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

aber auch sie als «unwiederbringlich» verloren. Interessant ist eine Parallele aus dem weit entfernten Ephesos (Türkei), wo kleinere Einhenkelkrüge eine ähnliche Deutung erfuhren. Auf einigen davon sind vor dem Brand eingetritzte Graffiti zu erkennen.

Der erschliessbare Wortlaut mit dem griechischen «Chaire» oder «Kairos» bedeutete in diesem Zusammenhang den wohlgemeinten Wunsch nach «glücklicher Verrichtung» und der Wahl des «günstigen Augenblicks».

Hinweise auf eine rituelle Funktion?

Wurden Gegenstände auch im Zusammenhang mit rituellen Handlungen in Latrinen deponiert? Eine Grube am Kastellweg legt diesen Schluss nahe. Sie enthielt auffallend wenig Siedlungsmüll, die Funde aus der unteren Verfüllschicht beschränken sich auf wenige Keramikfrag-



Im späten 2. Jahrhundert fielen diese Trinkbecher in die Latrine am Kastellweg.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

mente, Glasstücke, einen Leistenziegel, einen Spielstein aus weissem Stein und ein Eisenblech.

Vermutlich unmittelbar bevor die Latrine im 2. Viertel des 1. Jahrhunderts aufgegeben wurde, deponierte jemand einen ganz besonderen Gegenstand unter dem Deckel: In der Südwestecke des Holzkastens stiess die Ausgräberin in 30 cm Tiefe auf eine linke Schuhleiste. Etwa 18 cm unter der linken Leiste lag eine zweite, rechte Leiste, deren Spitze zwischen Eckpfosten und Seitenbrettern steckte. Wie in der Rekonstruktionszeichnung auf Seite 28 dargestellt, wurde zunächst die rechte und darauf die linke Leiste deponiert und zwar zu einem Zeitpunkt, als die Latrine fast ganz verfüllt war. Aus welchen Gründen dieses Schuhleistenpaar der Grösse 41 aus Ahornholz hier sorgsam niedergelegt wurde, werden wir vermutlich nie erfahren.

Fruchtsteine, Kerne und Samen lassen Rückschlüsse auf Ernährungsgewohnheiten zu.
(Foto: Martin Bachmann A+D)





Weitblick in die Kulturlandschaft

Seit über 100 Jahren setzen Aussichtstürme markante Akzente auf Anhöhen der Zürcher Landschaft. Sie ermöglichen eindrucksvolle Rundumsichten auf Siedlungen, Seen und Wälder bis hin zu den Alpen mit ihren vergletscherten Gipfeln. Mit dem vor kurzem vollendeten hölzernen Turm auf der Hochwacht ob Wildensbuch in der Gemeinde Trüllikon besitzt der Kanton Zürich 15 Aussichtstürme und damit gesamtschweizerisch die grösste Anzahl. In ihrer Vielfalt dokumentieren diese Türme ein bedeutendes Kapitel der Zürcher Tourismusgeschichte.



Auf dem Pfannenstielurm erklärt der Alpenzeiger von 1993 das weite Panorama. (Foto: Martin Bachmann A+D)

mül. Aussichtstürme sind beliebte Ausflugsziele, Nah- und Fernsicht lassen uns vielfältige Einblicke in unsere Kultur- und Naturlandschaft erleben. Nach einem Aufstieg über zahlreiche Stufen werden die Besucher in der Regel von einem immensen Panorama belohnt – der Horizont weitet sich. Ein Fernrohr, ein differenziert gezeichnetes Panorama oder ein ausgeklügelter «Alpenzeiger» unterstützt dabei das Identifizieren der nahen und vor allem entfernten Hügelzüge und Bergspitzen und liefert die jeweiligen Höhenangaben.

Infrastruktur für die Freizeitgesellschaft

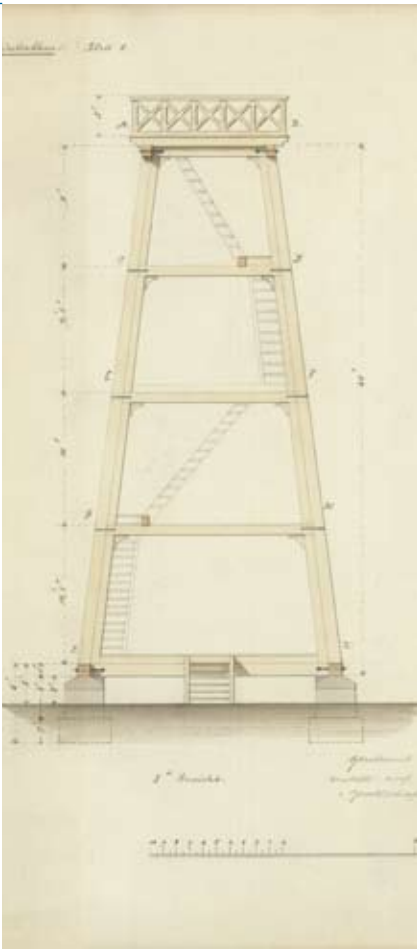
Die Aufklärung weckte den Naturgenuss und die Einführung der gesetzlichen Sonntagsruhe brachte im 19. Jahrhundert eine neue Errungenschaft: die Freizeit. Mit den eben erst gebauten Eisenbahnen erreichten die

Ausflügler die Ausgangspunkte für sonntägliche Wanderungen. Vom Bahnhof Hinwil zum Beispiel gelangte man ab 1876 bequem auf den über 1100 m ü.M. hohen Bachtel, landläufig als «Rigi des Zürcher Oberlands» bezeichnet, und bestieg als Höhepunkt des Tages den Aussichtsturm.

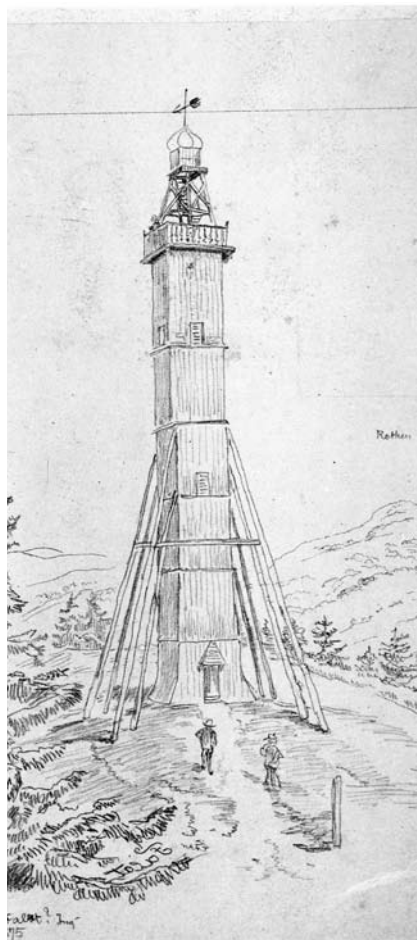
Aussichtstürme, aber auch Gasthäuser entstanden im späten 19. Jahrhundert, um dem Tourismus in der Zürcher Landschaft Impulse zu verleihen. Ihre Ursprünge reichen in die Zeit des jungen Bundesstaats zurück. 1858 errichtete die private Vereinigung «Flora» auf dem Eschenberg bei Winterthur einen ersten hölzernen Aussichtsturm nach Plänen von Bautechniker Friedrich Albrecht. 1869 übernahm die Stadt Winterthur den «Floraburg» genannten Turm und liess ihn 1871 durch Stadtbaumeister Wilhelm Bareiss (1819–1885) ersetzen. Dem rasch bau-



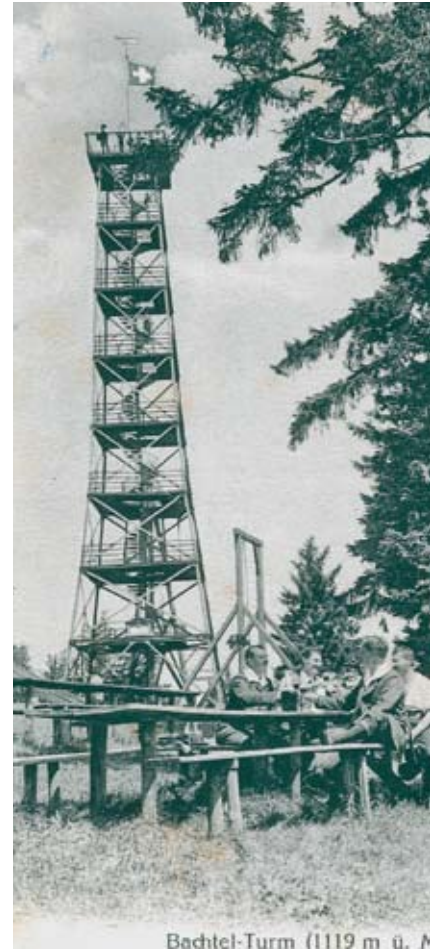
Der Bachtel ist schon lang ein beliebtes Ausflugsziel! Kolorierte Ansichtskarte von ca. 1920.



1858
Die «Floraburg» auf dem Eschenberg.
(Stadtarchiv Winterthur)



1873
Erster hölzerner Bachtelturm. (Graphische
Sammlung Zentralbibliothek Zürich)



1893
Eine Eisenkonstruktion ersetzt den Holz-
turm auf dem Bachtel.

fällig gewordenen Bauwerk war nur eine Lebensdauer von vier Jahren beschieden!

Solche Holzkonstruktionen der ersten Generation bestanden häufig nur eine kurze Zeit, sei es wegen statisch-konstruktiver Mängel oder aufgrund der exponierten Lage. 1873 erstellte Wirt Albert Hürlimann auf dem Bachtel-Kulm neben seinem Gasthaus einen 23 m hohen hölzernen Aussichtsturm, der in der Sturmnacht vom 23. Januar 1890 mit viel Getöse zusammenstürzte.

Ein Eiffelturm für den Eschenberg

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts reifte die Einsicht, dass stabilere Türme gebaut werden mussten. Zwischen 1889 und 1894 wurden nach den Vorbildern auf dem Schaffhauser Randen (Sibilingen 1882, Beringen 1883–1884) drei Aussichtstürme in Eisenfachwerk ausgeführt: auf dem Eschenberg, dem

Bachtel und dem Uetliberg. Die beiden ersteren bestehen als bedeutende Zeugen der frühen Tourismusentwicklung und als wichtige Schutzobjekte noch heute.

Der Eschenbergturm von 1889 – ein Jahrgänger des Eiffelturms an der Pariser Weltausstellung – ging aus einem Wettbewerb hervor, den die örtliche Sektion des Schweizer Alpenclubs SAC veranstaltet hatte. Der deutsche Ingenieur Hermann Schröder (1854–1931) von Bosshard & Co. in Näfels gewann, sodass diese Glarner Firma das Projekt ausführte. Sie konstruierte einen 30 m hohen, stabilen Turm mit geschweiften Ständern, die ihm im Volksmund den Namen «Eiffelturm» eintrugen.

Gleichsam als Zwilling entstand im Auftrag des Bachtelwirts und der Sektion Bachtel SAC der ebenfalls von Bosshard & Co. gebaute Turm auf dem Bachtel, der am 29. August 1893 feier-

lich eingeweiht wurde. Diesem Turm war ein eher schwieriges Schicksal beschieden, musste er doch 1985 einer neuen, leicht höheren Konstruktion mit Sendemast weichen. Denkmalpflegerische Kräfte engagierten sich vehement dafür, den demontierten und eingelagerten Turm wieder aufzurichten. Nach mehrjährigen Bemühungen gelang es schliesslich, auf dem Pfannenstiel oberhalb des Restaurants Hochwacht einen neuen Standort zu finden. Für den Wiederaufbau der warm ver Nieteten Eisenfachwerkkonstruktion mussten extra zwei Metallarbeiter aus Ungarn beigezogen werden, die dieses sonst nicht mehr praktizierte Verfahren beherrschten. Die Rettung fand mit der Einweihung am 2. Oktober 1992 und der Montage des neuen «Alpenzeigers» von Paul Thalmann, Wernetshausen, und Hanspeter Ruf, Hinwil, 1993 einen würdigen Abschluss. Der Turm mit seinen acht Plattformen und der Wendeltreppe in der Mitte ist



1954

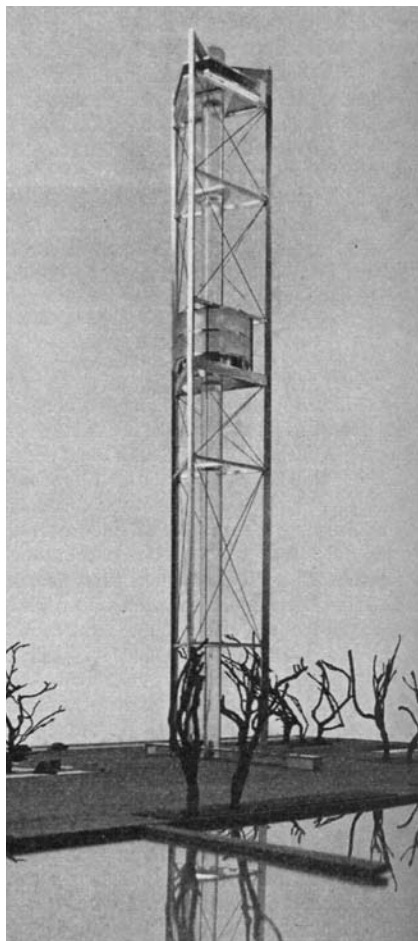
Ein moderner Holzturm für den Loorenkopf.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

wie der Eschenbergturm ein eindrückliches Zeugnis des damaligen Stands der Eisenbautechnik.

Weniger Glück hatte der dritte historische Aussichtsturm im Kanton Zürich, der 1894 erstellte «Bosshard-Turm» auf dem Uto Kulm. Trotz intensiver denkmalpflegerischer Bemühungen musste er leider 1990 nach fast 100 Jahren der heutigen Konstruktion weichen.

Renaissance der Holztürme

Während Jahrzehnten blieb der Turmbestand im Kanton Zürich unverändert. 1930 kam auf dem Irchel oberhalb von Buch am Irchel ein vierter Aussichtsturm dazu, den man 1983 durch eine neue, 28 m hohe Eisenfachwerkkonstruktion ersetzte. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten die Holztürme, diesmal in stabilerer Bauweise als 100 Jahre zuvor, eine Renaissance. So entstanden Holztürme mit unterschied-



1958

Nicht verwirklicht: Der Züri-Turm mit Restaurant.

licher Höhe u.a. auf dem Loorenkopf oberhalb von Zürich-Witikon (1954), auf dem Stadlerberg (1966), auf dem Stammerberg (1972, ersetzt 1995), im Gebiet Petersboden bei Rorbas (1978) und auf der Albis-Hochwacht (1978). Mit dem im Mai 2010 eingeweihten Turm ob Wildensbuch und dem Turm auf dem Altberg zwischen dem Furt und dem Limmattal, der kurz vor der Ausführung steht, wird diese Tradition auch im 21. Jahrhundert fortgeführt.

Einige Turmprojekte kamen aber nie über die Planungsphase hinaus. 1958 erregte eine Initiativegruppe die Zürcher Gemüter, weil sie sich zum Ziel gesetzt hatte, im Gebiet des Zürcher Zoos einen 165 m hohen «Züriturm» nach Plänen von ETH-Professor William Dunkel (1893–1980) zu errichten. Das Vorhaben scheiterte jedoch auf Bundesebene – es beeinträchtigte die Flugsicherheit der beiden Flughäfen Dübendorf und Kloten. Stattdessen



1992

Der Bachtelturm steht nun auf dem Pfannenstiel.
(Foto: Martin Bachmann A+D)

schlugen die Initianten erfolglos vor, die schlanke Stahlkonstruktion mit einem zweigeschossigen Restaurant auf 100 m Höhe (!) auf dem Festplatz der SAFFA 1958 am linken Zürichseeufer aufzurichten.

Aussichtstürme sind seit ihrer Entstehung Wahrzeichen und Markpunkte, die häufig in wenig überbauten Gegenden wichtige gestalterische Akzente von teilweise beachtlicher Qualität setzen. Sie sind mit sehr individuellen Entstehungsgeschichten verknüpft, ihnen gilt es aus denkmalpflegerischer Sicht Sorge zu tragen.

Skulpturen, Zeitzeugen und weltweit einzigartige Sammlerstücke

tiz. Die Webmaschinensammlung im Neuthal wäre ohne das grosse Engagement zahlreicher Personen weder zustande gekommen, noch könnte sie im laufenden Betrieb präsentiert werden. Wir haben einige der Beteiligten gefragt, wo sie denn das Spezielle in dieser Sammlung sehen.

VIOLA MÜLLER

*Architektin und
Projektleiterin Umzug
und Neueinrichtung
Webmaschinensammlung*



« Die Sammlung zeigt in einzigartiger Art und Weise die technische Entwicklung im Textilmaschinenbau. Zusammen mit der bereits bestehenden Museumsspinnerei ist nun im Neuthal der gesamte industrielle Herstellungsprozess von der Faser zum gewobenen Tuch für die Öffentlichkeit erfahrbar; ein täglich auf der Haut getragenes Alltagsprodukt wird in seiner Bedeutung wieder ins Bewusstsein gerückt. Die Maschinen haben aber auch einen ausgeprägten ästhetischen Wert. Besonders die älteren, noch unverkleideten Webstühle, bei denen Zahnräder und Lederriemen sichtbar sind, wirken für mich wie Kunstobjekte, wie Skulpturen. »

« Die Webmaschinensammlung im Neuthal steht zeichenhaft für den Industriestandort Zürcher Oberland. Sie steht damit aber auch für das Schicksal vieler Generationen, die aufgrund ökonomisch misslicher Rahmenbedingungen hier in der Region in die Fabrikarbeit gedrängt wurden und unter teilweise schwersten Arbeitsumständen die Entwicklung des Kantons Zürich zum modernen Wirtschaftsstandort mitgeprägt haben. Hinter den Maschinen sind vor dem geistigen Auge all diese Personen zu sehen, die sie gebaut und betrieben haben. »



PETER BAUMGARTNER,
*Stellvertretender
kantonaler Denkmal-
pfleger und kantonaler
Vertreter Webmaschi-
nensammlung*

RICO TRÜMPLER

*Präsident Verein zur
Erhaltung alter Hand-
werks- und Industrie-
anlagen im Zürcher
Oberland VEHI*



« Die Webmaschinen eines international bedeutenden Produktionsstandorts im Zürcher Oberland sind hier an einem Ort versammelt. Die Produkte vom Pionierunternehmen «Caspar Honegger in Rüti» bis zur Gruppe «Sulzer Rüti» repräsentieren mehr als ein Jahrhundert Schweizer Industriegeschichte – diese Zusammensetzung ist weltweit einmalig. Für eine vergleichbare Webmaschinensammlung müssten die Besucherinnen und Besucher bis nach Japan reisen. Der weltgrösste Automobilhersteller Toyota hat im 19. Jahrhundert mit der Produktion von Webstühlen begonnen, die er in seinem Firmenmuseum der Öffentlichkeit zeigt. »

« Das Einzigartige besteht meines Erachtens darin, dass die älteste, 1860 gebaute Maschine – noch eine von Caspar Honegger selber konstruierte Webmaschine – in der Sammlung vertreten ist. Diese für einfaches Gewebe konzipierte Maschine wurde nach Roanne in Frankreich geliefert und soll dort während hundert Jahren in Betrieb gewesen sein! Durch das Engagement der Arbeitsgruppe Webmaschinensammlung des Vereins VEHI bleibt sie auch in Zukunft erhalten und kann sogar für das Publikum in Betrieb genommen werden. »



MAX BOSSHARD
*ehemaliger Monteur
bei Sulzer Rüti und
Mitarbeiter der Web-
maschinensammlung*

Fotos: Martin Bachmann A+D



Foto: Martin Bachmann A+D

Drechslerei Kleintal

Unterhalb der Passstrasse zur Hultegg liegt am Fuchslochbach das Drechslereimuseum Kleintal. Von 1858 bis 1965 produzierte der Betrieb Spulen und Spindeln für die Textilindustrie, zunächst mit Wasserkraft, ab 1920 mit elektrischem Antrieb. Von der Wasserkraftanlage mit Weiher und Turbine bis zu Transmissionsanlagen, Drehbänken und Spezialwerkzeugen ist in der Drechslerei und der angebauten Säge die komplette Einrichtung eines Gewerbebetriebs aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einmaliger Vollständigkeit erhalten. An Veranstaltungen wie dem Schweizer Mühlentag kann die Anlage im Betrieb erlebt werden, sonst ist das Museum nach Anmeldung zu besichtigen. Informationen: www.drechslereimuseum.ch

Anfahrt: S-Bahn bis Steg, 1,8 km in Richtung Hulttegg (Radweg).



(Bewilligung: swisstopo BA 100357)

Kryptoportikus Buchs

In Buchs im Furttal stand im 1. bis 4. Jahrhundert auf einem fünf Hektaren grossen Gelände eine römische Gutshofanlage mit zahlreichen Wohn- und Wirtschaftsbauten. Noch heute erhaltene Wandmalereien schmückten das luxuriös ausgestattete Herrenhaus. Im «archäologischen Fenster» in der sogenannten Kryptoportikus, einem unterirdischen Gewölbegang, sind sie vor Ort zu bewundern. Die 2009 neu gestaltete Ausstellung vermittelt mit Fundgegenständen in Vitrinen und zahlreichen Schautafeln einen Einblick in den Alltag im Gutsbetrieb und zeigt die prachtvollen Wohnräume mit Bad und Heizanlage sowie den grosszügigen Garten. Adresse: Kastellstrasse 37, Buchs. Besuch nach Anmeldung unter 079 322 38 64 oder kryptoportikus@vtxfree.ch.

Anfahrt: S-Bahn bis Buchs-Dällikon oder Bus bis Buchs, Post.



(Bewilligung: swisstopo BA 100357)

Kantonales Museum für Urgeschichte(n) Zug (Hrsg.), Merkur & Co. – Kult und Religion im römischen Haus. Zug 2010.

Nicht nur im Tempel, auch in Wohnraum, Küche und Keller waren zur Römerzeit Götter allgegenwärtig. Hausheiligtümer, Götterstatuen, Räucherlampen und Opfergefässe bringen uns auf die Spur der Rituale. Ein Rezept für Opferkuchen und stimmungsvolle Lebensbilder vom Atelier Bunter Hund, Zürich, lassen den Kult nacherleben.

Laurent Flutsch, Gilbert Kaenel, Frédéric Rossi (Hrsg.), Archéologie en terre vaudoise. Infolio éditions, Lausanne 2009.

Funde erzählen 15 000 Jahre Waadtländer Kulturgeschichte. In strikt chronologischer Reihenfolge werden Objekte von der Altsteinzeit bis in die Neuzeit vorgestellt: Geräte, Schmuck und Alltagsgeschirr, aber auch sehr spezielle Funde vom Menhir über Rasiermesser, Kriegsspielzeug, Theaterausrüstung und Schuhsohlen bis zur römischen Barke.

Andreas Bosshard, Stadt hören. Klangspaziergänge durch Zürich. Mit CD «Choreophonie des Stadtklangs von Zürich». Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2009.

Wie klingt Zürich? Das Schrittkonzert der Angestellten, das Tosen des Sihlwehrs, fliegende Klangschatten, Echos von der Rathauswand, Resonanzräume in Hinterhöfen: Stadt ist auch ein akustisches Phänomen. Sechs «Klangspaziergänge» zu hörenswerten Orten schärfen die Wahrnehmung und lehren die Klangqualität verschiedener Bau-epochen zu unterscheiden.

Mane Hering-Mitgau, Farbige Fassaden. Die historische Putzfassung, Steinfarbigkeit und Architekturbe-malung in der Schweiz. Huber Verlag, Frauenfeld 2010.

Farbiger Putz, Mauerbilder, Eckquader, gliedernde Elemente in Stein und Farbe gehören zum reichen Schatz der Verzierungen an historischen Bauten. An mehr als 500 Beispielen aus der ganzen Schweiz zeigt die Autorin die ganze Vielfalt an Motiven, Techniken und Materialien vom Frühmittelalter bis ins 19. Jahrhundert.



© STARCH
Stiftung für Archäologie im Kanton Zürich
Postfach 5277
8045 Zürich

©ARV
Amt für Raumordnung und Vermessung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf
Tel. 043 343 45 00

www.starch-zh.ch
www.archaeologie.zh.ch
www.denkmalpflege.zh.ch

Konzept und Redaktion:
Markus Stromer (str); Josef Gisler
Texte: Vreni Jauch (jau), Daniel Käch (käch),
Thomas Müller (mül), Andrea Tiziani (tiz)
Abbildungen: Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich (A+D) oder gemäss Angabe

Bildredaktion: Martin Bachmann (A+D)
Gestaltung: Roland Ryser, Zürich
www.zeichenfabrik.ch

Druck: Stäubli AG, Zürich
www.staebli.ch

Auflage: 5000 Expl.
Juni 2010